

Thorsten Krämer

Meine Büchnerpreisreden

für Felicitas Miller und Herbert Gerstberger

Meine erste Büchnerpreisrede war voller Fehler. So behauptete ich, dass Helmut Heißenbüttel im Krieg seinen rechten Arm verloren hätte, dabei war es der linke. Ich zitierte den Satz: „Verwechseln Sie, was ich zu sagen versuchen werde, nicht mit Eindrücken“ und schrieb ihn Marie Luise Kaschnitz zu; dabei ist er natürlich, wie alle Welt weiß, von Ingeborg Bachmann. Der Spott blieb nicht aus: „Dichter verwechselt rechts und links“, titelte die BILD-Zeitung; bei den RTL-News wurden vor dem Wetter spaßige *reaction videos* einiger besonders gehässiger Kolleg*innen gezeigt. Ich reiste nach Hagen und ließ nichts mehr von mir hören. In einer neu möblierten Zwei-Zimmerwohnung am sterbenden Stadtrand saß ich nachts wach und lauschte dem fernen Gedröhn der Autobahn. Tagsüber tobte eine Horde Kinder durchs Haus, es waren gerade Sommerferien. Ich fühlte mich erstaunlich gut. Schließlich griff ich zum Handy und rief B. an. Den Inhalt unseres Gesprächs kann ich hier nicht wiedergeben; jedenfalls war eine Folge dieser denkwürdigen drei Stunden, dass ich am nächsten Tag meine Sachen packte und zurück nach Wuppertal fuhr. Zu meiner Erleichterung war der Skandal längst Schnee von gestern, die nächste Sau wurde bereits durchs Dorf getrieben (die Dichterin M. hatte aus Versehen ein Sonett mit 15 Versen veröffent-

licht). Ich setzte Kaffee auf und duschte lange. Dann zog ich ein frisches Blatt in die Schreibmaschine ein und begann zu tippen.

Meine zweite Büchnerpreisrede schrieb ich in der Wüste. Zumindest dachte ich das damals. Heute weiß ich, dass ich mich zu jener Zeit in einem Paralleluniversum befand, in dem alle Schreibenden ausschließlich allein und an unwirtlichen Orten leben durften. Die Mehrheit der Menschheit hatte dies vor langer Zeit entschieden, und niemand der Schreibenden hatte je ernstlich dagegen protestiert. Es handelte sich um eine Win-Win-Situation, auch wenn dieser Ausdruck in jener Welt nicht gebräuchlich war. Auch ich fügte mich ohne Murren in mein Schicksal. Die Wüste dort war kein so unangenehmer Ort wie in unserer Welt. Sicher, die Tage waren unerträglich heiß und die Nächte erschreckend kühl, der Sand setzte sich in jeder Körperfalte fest, und das heisere Husten der Kamele ließ mich so manche Nacht aus dem Schlaf schrecken – aber es gab auch Momente voller Heiterkeit, wenn der Wind den Duft von Zuckerwatte herüberwehte oder die Möwen über mir ihre wundersamen Manöver flogen. In diesen Momenten schrieb ich, wie ich noch nie zuvor geschrieben hatte. Die Sätze schwebten vor mir in der Luft, sie glänzten wie Seifenblasen, und ich musste nur geduldig darauf warten, dass sie sich auf dem Papier niederließen. Manche platzten bei der Landung, aber die meisten vollzogen den Übergang zur Schrift in einer

Bewegung von solcher Anmut, dass mir die Tränen in die Augen schossen. Seite um Seite schrieb ich auf diese Weise, die Rede wuchs und wuchs, und als ich endlich den Stift beiseite legte und mir das Geschriebene einmal laut vorlas, dauerte dieser Vortrag 17 Stunden. Mir wurde schwindlig. Was sollte ich tun? Rein theoretisch war ein Paralleluniversum denkbar, in dem ein Auditorium sich eine 17-stündige Rede anhörte, aber die Chance, dass ich mich just in einem solchen befände, schien mir zu gering, um mich darauf zu verlassen. Ich musste kürzen, daran führte kein Weg vorbei. Als ich das Geschriebene ein weiteres Mal las, wurde mir schnell klar, dass ich mich nicht würde entscheiden können, welche Seiten den Eingriff überleben sollten und welche nicht. Schmerzlich wurde mir bewusst, dass ein Leben in der Einsamkeit auch ein Leben ohne Lektorat bedeutete. In meiner Not kam mir eine Idee: Ich packte die vollgeschriebenen Seiten, es waren Tausende, in mehrere Körbe und trug sie nach draußen. Im nächstgelegenen Dünenental breitete ich sie aus, legte sie in Reihen nebeneinander, bis die Fläche eines Fußballfeldes von meinem Text bedeckt war. Dann ließ ich mich selbst auf den warmen Boden nieder und wartete. Ein Wind kam auf, er hob einige der Seiten auf und wehte sie davon; andere beschwerte er mit Sand und sicherte sie so vor sich selbst. Über mehrere Stunden schaute ich diesem Schauspiel zu, mit durchaus gemischten Gefühlen. Manche Seiten erhoben sich hoch in die Luft, andere wurden geradezu begraben und verschwanden auf diese Weise. Es begann zu dämmern. Ich erhob mich und las auf, was der Wind und der Sand von meiner Arbeit übriggelassen hatten.

Meine dritte Bühnerpreisrede ist diejenige, die B. am besten gefällt. Ich habe nie herausgefunden, was der Grund für diese Vorliebe ist. Es kommt vor, dass sie mitten in der Nacht anruft und sagt: „Hey! Ich musste gerade an diese Rede von dir denken. Die hat mich damals echt umgehauen.“ Dann legt sie auf, ehe ich etwas sagen kann. Natürlich freue ich mich über ihre Begeisterung, aber es wurmt mich auch, dass sie nie spezifischer wird. Nun ist B. keine Expertin für solche Dinge, aber auch von einer gewöhnlichen Leserin kann man doch erwarten, dass sie ein ästhetisches Urteil begründet. Alle meine Versuche, ihr etwas in dieser Richtung zu entlocken, sind gescheitert. Dabei ist sie es, die immer wieder auf die Rede zurückkommt! Einmal waren wir gemeinsam im Murmelbachtal spazieren, als sie mir von einem TED-Talk erzählte, der sie sehr beeindruckt hatte. „Aber auch der beste TED-Talk kann nicht mit dieser Rede von dir mithalten“, ergänzte sie nach einem kurzen Moment. Ich lächelte nur und sagte nichts. Wenn ich ehrlich bin, halte ich meine dritte Bühnerpreisrede für eine meiner schwächsten. Vielleicht hätte es mir schon früher zu denken geben sollen, dass ausgerechnet ihr B.s Begeisterung gilt.